Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 256 (1977)

Artikel: Eine wunderliche Wallfahrt
Autor: Blum, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-376236

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

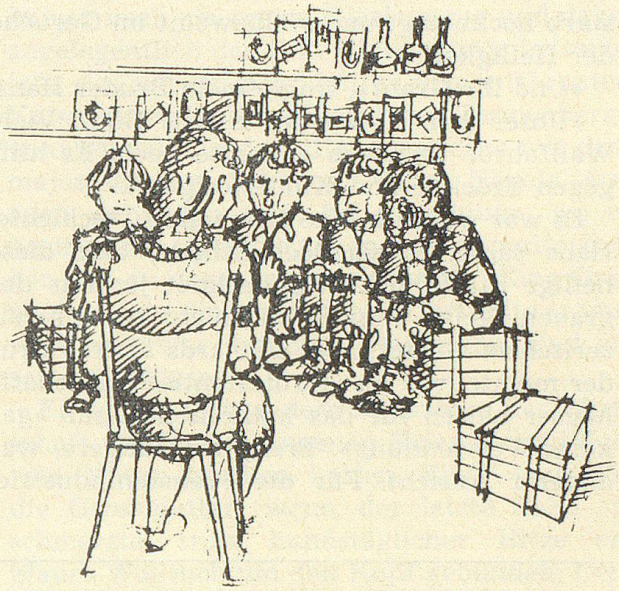
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine wunderliche Wallfahrt

von Ruth Blum

sfd. Unmittelbar neben dem grossen, alten Bauernhaus, in dem ich meine glückliche Kindheit verbrachte, wohnte ein geschichtsbeflissener Schulmeister mit drei hoffnungsvollen Söhnen. Richard, der Mittlere, der Busenfreund meines Bruders, war mir besonders lieb; denn er teilte mit mir die von seinem Vater geerbte Leidenschaft für alles Historische, und stundenlang tauschten wir über den Gartenhag hinweg unsere geschichtlichen Kenntnisse aus. Dabei geschah es nicht selten, dass der dreizehnjährige Sekundarschüler mich, die achtzehnjährige Pennälerin, an profundem Wissen über keltische, römische und alemannische Vergangenheiten überbot, besonders was die Lokalhistorie anbelangte. Sein Vater hielt ihn über alle neuen Forschungen auf dem laufenden, und Richard zögerte nicht, sie brühwarm über den Gartenhag weiterzugeben.

Nein, nicht immer über den Gartenhag. Manchmal, wenn in den Sommerferien meine Mutter in den Reben weilte und ich unsern dörflichen Kramladen hüten musste, sass die ganze Knabenbande zu meinen Füssen auf den Teigwarenkisten, erlabte sich leiblich an den von mir grosszügig verteilten Himbeerzeltchen und geistig an irgend einer neuen historischen Märe, die Richard oder ich abwechslungsweise zum besten gaben. Selten störte uns ein Kunde beim Schlecken und Schwadronieren. Abgesehen davon, dass in diesen Tagen die ganze Dorfbevölkerung auf den Feldern und in den Weinbergen arbeitete, konnte unser armseliges Lädelein schon lange nicht mehr mit dem neuen Konsumverein Schritt halten und lag sozusagen in den letzten Zügen. Bimmelte dann doch einmal die Ladenglocke, verduftete das Knabengesindel blitzartig ins Nebenkämmerlein, wo das stinkende Petrolfass stand, und kehrte erst nach Verschwinden des Käufers zu seinen Teigwarenkisten und meinen Zückerchen zurück.



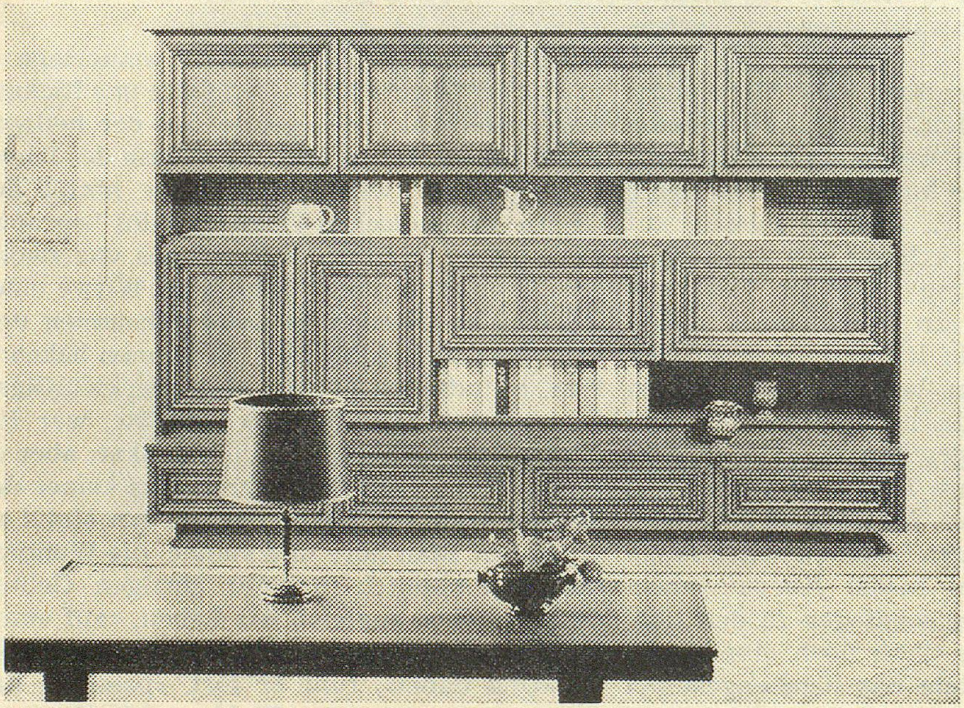
An einem dieser idyllischen Sommertage — es war im August 1931 — erzählte uns Richard zum erstenmal die Legende von der heiligen Notburga, der alten Schutzpatronin des Klettgaus, die nur wenige Kilometer hinter der Grenze im badischen Dörflein Bühl begraben liegt. Sie sei, so führte Richard aus, vor zwölf- oder dreizehnhundert Jahren als Witwe eines schottischen Königs ins Land gekommen und habe hier die heidnischen Alemannen bekehrt. Was er uns weiter von der merkwürdigen Glaubensbotin zu berichten wusste, war für jugendliche Zuhörer ziemlich delikat; aber er tat es so unbefangen und frei, dass keiner der Knaben auch nur daran dachte, den Mund zu verziehen. Man höre und staune, die Wunderfrau gab nämlich in einer einzigen Geburt neun Kindern zugleich das Leben, «auf einen Klapf», wie Richard sich drastisch ausdrückte. «Und dabei», fuhr er fort, «passierte das unterwegs, mitten im Walde, und die arme Frau hatte kein Wasser zum Taufen und keines zum Trinken, und es war heiss und sie litt grossen Durst. Da betete sie zu Gott —

und plötzlich rauschte neben ihr ein silberner Quell. Da konnte sie taufen und trinken nach Herzenslust und danach weiterwandern, nach Bühl, wo sie ihr Leben lang blieb. Sie predigte das Christentum, beherbergte Pilger und Wanderer in einem steinernen Turm und starb hochbetagt und vielbeweint im Geruche der Heiligkeit.»

«Und ihr Grab?», fragte mein Bruder Hans.

«Unter dem Boden der Kirche Bühl. Viele Wallfahrer besuchen es heute noch. Es hilft gegen Tröckne und Kinderlosigkeit.»

Es war wirklich eine spannende Geschichte. Hans sagte, es sei doch schade, dass diese heilige Stätte sich ausgerechnet jenseits der grauen Steine befinde und nicht auf schweizerischem Gebiet; aber Richards älterer Bruder meinte, wir stockprotestantischen Schaffhauser hätten für das katholische Grab «gar keine Verwendung». Fritz, der Jüngere, war anderer Ansicht. Für die Fremdenindustrie, gab er zu bedenken, wären die Gebeine der Wunderfrau ein grosser Gewinn, und wenn ein neuer Schwabenkrieg ausbreche, müsse man das Versäumte schleunigst nachholen und die Ortschaft Bühl mitsamt der Wallfahrtskirche annektieren. «Du schwafelst einen schönen Quatsch zusammen, Kleiner», wies ihn Richard zurecht. «Einen Krieg zwischen Deutschland und der Schweiz gibt es nie mehr. Erstens sind wir Schweizer neutral für alle und ewige Zeiten. Zweitens haben die Deutschen keine Soldaten und keine Waffen mehr, nur Millionen halbverhungerter Arbeitsloser. Und drittens endlich lässt der Völkerbund keine Kriege mehr zu. Das wurde vor ein paar Jahren in Locarno beschworen wie in einem neuen Rütlischwur.» Fritz gab sich aber nicht so schnell geschlagen; er brummelte, man könnte trotzdem für alle Fälle das Notburga-Grab auf seine strategische Lage hin einmal betrachten, zumal es in



Handwerkliche

MÖBEL

In unserer grossen Ausstellung finden Sie bestimmt das Passende.

Jakob Frischknecht

Polsterei und Möbelgeschäft
9107 Urnäsch Telefon 071 58 11 57

einer Wallfahrtskirche liege. «Und jeder weiss», fügte er bei, «wie prächtig Wallfahrtskirchen aussehen! So etwas bringen wir Protestanten nicht fertig. Da flimmert es nur so von Silber und Gold!» Das gab den Ausschlag. Begierig nach neuen Eindrücken und überzeugt davon, in Bühl eine herrliche Kathedrale vorzufinden, beschlossen wir, am nächsten Sonntag loszuziehen.

Und so geschah es wirklich. Unter einem glühenden Augusthimmel setzten wir unser romantisches Vorhaben in Szene, und das grosse Mädchen Regine trabte mit seiner vierfachen Knabenbegleitung der Grenze entgegen. Die ungeteerte, frisch besteinte Karrenstrasse, verklebte unsere schwitzenden Gesichter mit Staub; heisse Kalkbrocken barsten unter unseren Sonntagsschuhen. Beim schweizerischen Zollhäuslein, wo wir die Grenzscheine gelöst, hatten wir zum letztenmal unseren rasch wachsenden Durst mit Brunnenwasser gelöscht. Aber das war schon lange her, und Fritz und Hans jammerten unaufhörlich nach neuer Tranksame. Nur die Aussicht auf eine ganze Flasche Sprudel, die ich ihnen im ersten badischen Wirtshaus spendieren wollte, verhinderte sie, die Notburga-Wallfahrt schon hundert Meter hinter dem schwarz-rot-gelb geringelten Grenzpfosten abzubrechen.

Endlich kam das erste badische Dörflein in Sicht. Mehr rennend als gehend, suchten wir den «Adler» auf. Sein Besitzer, der holzbeinige Vater Nägele, war mir kein Unbekannter. Letztes Jahr hatte ihm die Mutter zwei Säcke «schwarzen» Zucker verkauft, und Vetter Robert, Mutters verschwiegener Gewährsmann, hatte die verbotene Fracht in einem leeren Jauchefass über die Grenze geschmuggelt. In Erinnerung daran, legte Vater Nägele bei meinem Erscheinen ganz rasch den Zeigefinger auf den Mund, und ich blinzelte ihm ebenso verständnisvoll zu. Dann setzte ich mich mit meinen Buben an den runden Tisch und bestellte fünf Flaschen von dem ersehnten Sprudel, der aber nicht anders schmeckte als die heimatliche Limonade «Randenquell». Der Holzbeinige holte die Flaschen aus einem Eiskeller herauf, weshalb sie die entsprechende Unterkühlung aufwiesen. Gierig griffen die Buben danach und gossen das kalte Getränk ins erhitzte Gesicht hinein, all meinen Warnungen zum Trotze. Danach kramten sie ihre eigenen Batzen hervor und bestellten eine zweite Runde, während ich immer noch am ersten Gläslein sog und dabei angelegentlich das Bild Hindenburgs betrachtete, das seit ein paar Jahren den entthronten Kaiser ersetzte. Den «Sieger von Tannenberg» nannten sie hier den alten Haudegen mit dem majestätischen Schnauz. Vater Nägele war auch dabei gewesen; bei «Ferduun», wo es nach seinen Schilderungen sehr tumultarisch her und zu gegangen sein musste. «Eine Granate platzte dicht neben mir», erzählte er uns, «und weg war das Bein! Radibums! Und ich sah rote Mäuse.»

Es waren noch andere Männer in der Wirtschaft, die im vergangenen Krieg da und dort rote Mäuse gesehen hatten. Einer trug wie die Grossmutter, wenn der letzte Zahn sie schmerzte, trotz hundstäglicher Hitze ein blaues Wolltuch um den Kopf gebunden. Dem waren in Russland die Ohren abgefroren. Ein Dritter hatte an der Marne alle Finger der linken Hand eingebüsst. «Nie wieder Krieg», sagten sie übereinstimmend, «lieber all das andere Schlamassel mit den Arbeitslosen, dem windigen Geld und den Negern im Rheinland unten.» Nur Kasimir, der junge Zöllner aus Partenkirchen, war anderer Meinung. Der schimpfte über den Völkerbund und den «Weichling» Stresemann, der das deutsche Volk in Locarno verraten habe. Und dann redete er von einem kommenden Führer namens Adolf Hitler, der von Gott berufen sei, die Schande des Reiches auszulöschen und ein neues, sieghaftes Deutschland aus Schutt und Trümmern zu heben. Richard und ich, wir lauschten begierig auf jedes Wort und sahen nicht, wie nebenan der kleine Fritz blass und immer blasser wurde. Wir wurden auf seinen Zustand erst aufmerksam, als der Ärmste, die Hand vor den Mund gepresst, aus der Gaststube wankte, in Bälde von seinem Bruder Albert gefolgt. Der eiskalte, in die Hitze hineingetrunkene Sprudel kehrte den beiden Burschen grausam den Magen um, umso mehr